

HEINER WILMER

Gott
ist nicht
nett

Ein Priester
auf der Suche
nach dem Sinn

HERDER

Heiner Wilmer

Gott ist nicht nett

Das Buch

»Das Anstrengende am Priestersein ist nicht, dass ich mich ständig vor Versuchungen, vor schönen Frauen verstecken muss. Es ist auch nicht, dass ich mir andauernd das Gejammer, die Sorgen und Nöte von Älteren erzählen lassen muss. Das Anstrengende ist, dass mein ganzer Beruf, mein Lebenssinn auf diesem Jesus aufbaut, obwohl dessen Bedeutung mir manchmal abhanden kommt.« Mit solchen Worten beschreibt Heiner Wilmer sein Leben als Ordensmann. Ehrlich, direkt und aufrüttelnd spricht er von seinen Zweifeln, Ängsten und inneren Kämpfen. Hier erzählt ein Priester offen wie selten, wie schwer ihm sein Beruf manchmal fällt und weshalb er dennoch Priester bleibt. »Gott ist nicht nett« überrascht und fesselt, weil es sich nicht mit weichgespülten Gottesvorstellungen und süßlichem Glaubenskitsch zufrieden gibt. Ein Buch, das Autor und Leser herausfordert und zugleich eine Antwort darauf geben will, was einen Menschen tragen kann. Im Glauben und im Leben.

Der Autor

Heiner Wilmer SCJ, Dr. theol., geb. 1961, 1987 zum Priester geweiht, 1993-2007 Lehrer, Schulseelsorger, Schulleiter, davon einige Zeit in der Bronx in New York; seit 2007 Provinzial der Herz-Jesu-Priester in Deutschland. Von 2015-2018 war er Ordensgeneral der Leiter der Herz-Jesu-Priester (Dehonianer) weltweit, bevor er 2018 zum Bischof von Hildesheim ernannt wurde.

Heiner Wilmer

Gott ist nicht nett

Ein Priester auf der Suche nach dem Sinn

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

HERDER spektrum Band 6534

Das Zitat auf Seite 180 ist entnommen aus:

*Joseph Ratzinger, Eschatologie – Tod und ewiges Leben, Reihe:
Kleine Katholische Dogmatik, Band IX, Verlag Friedrich Pustet,
Regensburg 6. Auflage 1990, Neudruck 2007, 165.*

*Das Zitat auf Seite 188 ist entnommen aus: Im Herzen der Städte.
Lebensbuch der monastischen Gemeinschaften von Jerusalem. Verlag
Herder, Freiburg im Breisgau 2000, 43.*



MIX

Papier aus verantwortungsvollen Quellen

FSC® C083411

2. Auflage 2018

© Herder Verlag GmbH, Freiburg im Breisgau 2013

© Herder Verlag GmbH, Freiburg im Breisgau 2015

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: wunderlichundweigand
Umschlagmotiv: © shutterstock

Satz: Arnold & Domnick, Leipzig
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN E-PDF: 978-3-451-81629-1

ISBN Print: 978-3-451-06534-7

Den Suchenden gewidmet

Inhalt

1	Warum eigentlich?	9
2	Der gekreuzigte Hund	21
3	Anima Christi	27
4	Fantasie ist nicht genug	29
5	Die Mutter aller Ängste	37
6	Auf einmal bin ich frei	43
7	Erleuchtung im Abgrund	55
8	Die schlimmste Versuchung	67
9	Zärtlichkeit und Zorn	75
10	Ich bin ich und ich schlag zu	81
11	Zwischen uns funkte es	97
12	Das Böse ist ansteckend	109
13	Ich will meinen Namen hören	129
14	Dreidimensional	135
15	Danke für die Spaghetti	145
16	Gott kann kein Zyniker sein	165
17	Auf dem Boden	185
	Dank	205

Warum eigentlich?

MANCHMAL KANN ICH all das, was über Jesus gesagt wird, nicht mehr hören.

»Der gute Hirte, der die Schäfchen weidet«, »Jesus der Mann aus Nazaret, der Reformier, der vor 2000 Jahren ganz tolle neue Dinge gelehrt hat«, »Jesus, der Dein Freund sein will«.

Ich kenne diese Beschreibungen, ich kenne die Rhetorik aus den Gottesdiensten. Manchem mag es so gehen, dass er, wenn er sehr ehrlich mit sich ist, ein kleines oder auch großes Gähnen unterdrücken muss, wenn es mal wieder darum geht, wer Jesus war.

Ich weiß das sehr gut. Ich bin Priester. Ich höre meine eigenen Predigten schließlich jeden Sonntag, ich kenne meine Gedanken zu Jesus in- und auswendig, und manchmal höre ich mir selbst beim Beten zu und merke, wie ich Floskeln und Palaver irgendwohin, in den Himmel, in die Dunkelheit schicke. Seltsamerweise erträgt Gott das. Es wäre ja durchaus auch denkbar, dass er mich unterbricht und sagt: »Heiner, bitte verzeih, aber ich kann deine Phrasen nicht mehr hören – entweder redest du jetzt Tacheles, oder ich leg auf.« Macht er nicht.

Das Anstrengende am Priestersein ist nicht, dass ich mich ständig vor Versuchungen, vor schönen Frauen verstecken muss. Es ist auch nicht, dass ich mir andauernd das Gemjammer, die Sorgen und Nöte von Älteren erzählen lassen muss. Das Anstrengende ist, dass mein ganzer Beruf, mein Lebenssinn auf diesem Jesus aufbaut, obwohl dessen Bedeutung mir manchmal abhanden kommt. Wenn es Jesus nicht gegeben hätte, wäre ich heute vielleicht Bauer, verheiratet, fünf Kinder, nettes Fachwerkhaus im Emsland ...

Mein ganzes Leben, jeden Brief, den ich beruflich schreibe, mein Mittagessen, das hier im Orden gekocht wird, der Drucker, den ich für den Orden kaufe, die Wasserleitungen, die endlich mal repariert werden müssten, die Bahn-Card, die ich mir aus beruflichen Gründen kaufen muss – ich bin »Provinzial« (Regionalleiter meines Ordens) und viel unterwegs – all das beruht auf Jesus, ohne den hier niemand, mich eingeschlossen, irgendetwas zu tun hätte, ohne den es diesen Orden gar nicht gäbe.

Und das Anstrengende dabei ist, dass ich das manchmal vergesse. Und wenn es mir dann wieder einfällt, ist der Denkweg so weit. Ein Beispiel: Ich telefoniere mit dem Informatiker, der sich seit drei Wochen um unser Internet kümmern soll und hier immer noch nicht aufgetaucht ist. Ich lege auf, denke kurz: Wozu dieser ganze Stress?

Und während ich mich dann selbst darin versuche, das Modem anzuschließen, um das Internet irgendwie freizuschalten, und all das nicht funktioniert und einer meiner Mitbrüder hereinkommt, im Türrahmen stehen bleibt und fragt: »Heiner, was machst du da unterm Tisch?« – Dann fällt es mir nicht leicht zu sagen: »Ich handle im Auftrag Jesu.«

Wenn ich versuchen würde, diesen Satz zu begründen, dann ginge das so:

»Wir brauchen Internet, um mit der Welt in Kontakt zu sein. Wir müssen mit der Welt in Kontakt sein, um verkündigen zu können. Wir müssen verkündigen, was ein Mann vor zweitausend Jahren gesagt und gemacht hat, wir müssen das, weil ... warum eigentlich noch mal?«

Ich bin mit neunzehn Jahren in den Orden der Herz-Jesu-Priester eingetreten. Mit neunzehn! Über die Hälfte meines Lebens bin ich nun schon im Orden. Und ich weiß noch, dass ich Zweifel hatte, bevor ich eintrat. Dass es schiefgehen könnte. Dass ich nicht in den Orden passen würde.

Aber dann traf ich Johann.

Wenn er mit den Armen wild gestikuliert, mit dem ganzen Körper seinen Gedanken Nachdruck verlieh, rutschte ihm immer das Hemd aus der Hose. In der einen Hand eine *Gauloise*, in der anderen ein Bier, die schwarzen Haare zerzaust, mit funkelnden Augen hinter einer schnörkellosen Metallbrille, die das lebendige Spiel seiner Augenbrauen nicht verdeckte – mal zogen sie sich hoch, mal weiteten sie sich oder rollten sich zusammen, je nach Gedankengang –, so saß er an jenem Abend vor mir. Johann, ein junger Belgier, gerade 18 Jahre alt. Wir redeten uns heiß über Camus und Sartre, nebenbei ging es um Sprachphilosophie, ein Gebiet, auf dem er sich eingelesen hatte. Ich verstand nur Bahnhof. Ich war Gast, Johann war im Kloster.

Einige Monate zuvor war Johann in die Ordensgemeinschaft der Herz-Jesu-Priester in Freiburg eingetreten und

den ersten Abend, in dem es gleich um Philosophie ging, verbrachten wir zusammen mit anderen Novizen und jungen Ordensleuten im »Wohnzimmer« des Herz-Jesu-Klosters (das in einem Kloster »Recreation« heißt).

Nein, dass so jemand ins Kloster gehen konnte, das konnte ich nicht fassen. Ich war fasziniert. Er war gleich alt und nach dem Abitur (in Belgien nach der zwölften Klasse) mit 18 Jahren eingetreten. Ich selbst hatte noch die dreizehnte Klasse vor mir. Der Gedanke, Ordensmann zu werden, beschäftigte mich schon länger. Doch immer wieder hatte ich innere Vorbehalte. Schaffe ich den Zölibat? Kann ich ohne Frau und Kinder leben? Ich komme aus einer großen Familie und hatte mir auch immer wieder eine eigene Familie mit vielen Kindern vorgestellt. Und dennoch hatte mich das Ordensleben elektrisiert. Irgendetwas hatte mich gelockt, Klosterleute, die ich kannte und die gut drauf waren, die Arbeit mit den Menschen – aber mich zog noch mehr an, etwas, dem ich keinen Namen geben konnte.

Doch Bedenken hatte ich nicht nur wegen der Ehelosigkeit.

Halte ich das Beten durch? Kann ich überhaupt so lange in der Kirche sitzen? Jeden Tag zum Gottesdienst und nicht nur einmal pro Tag. Nicht, dass ich zuvor nicht gebetet hatte oder sonntags nicht zur Kirche gegangen war. Aber ich stellte mir das Ordensleben so vor, dass man ständig zum Gebet bereit sein müsste, ständig sich mit frommen Gedanken beschäftigen. Davon wusste ich nicht, ob ich das schaffe. Na ja, und dann das Benehmen.

Ich hatte immer den Eindruck, dass Priester und Ordensleute sich so vornehm benehmen. Sie gingen nicht, sie

schritten. Keine abgehakten Wortfetzen, sie sprachen in ganzen Sätzen. Und beim Essen am besten mit Serviette, immer schön beide Hände auf den Tisch legen und die Ellenbogen an den Körper. Völlig unklar war mir, ob das vom vielen Beten kam oder ob jemand sie so erzogen hatte.

Ich war auf jeden Fall anders. Verglichen mit ihrem in meinen Augen so abgeklärten Verhalten empfand ich mich selbst eher als wild und unkonventionell. Ich will nicht sagen unerzogen, aber wie etwas, das kurz davor kommt.

Und jetzt Johann. So ein Typ ist im Kloster, dachte ich, überhaupt nicht »angepatert«, keine klerikalen Allüren, locker drauf, jemand, mit dem ich leidenschaftlich diskutieren konnte und der vor Humor nur so strotzte. Dass der sich traute, ins Kloster zu gehen, so einer mit solchen Manieren, das ging mir gleich am ersten Abend durch den Kopf, aber auch in den Tagen danach. Die Begegnungen mit Johann entwaffneten mich, lösten meine Bedenken. Wenn so jemand hier war, dann hätte ich vielleicht auch eine Chance einzutreten, die Probezeit (Noviziat) zu beginnen. Ich tat es.

Ein Jahr später war ich ebenfalls im Noviziat, das damals zwei Jahre dauerte. Johann befand sich nun im zweiten Jahr, ich im ersten. Das war eine starke Zeit. Die heftigen Diskussionen setzten wir fort, jetzt mit noch zwei weiteren Novizen und mit dem Novizenmeister. Dann kam der 2. Februar, ein Tag, den ich nicht vergessen werde.

In den Wochen zuvor schien mir Johann irgendwie verändert. Wie genau und weshalb, darauf konnte ich keine Antwort geben. Nach außen wirkte er nicht mehr so lebendig, aber innerlich schien er unruhiger zu sein. Am Abend

vor dem 2. Februar kam er zu mir. Ob ich ihm einen Koffer leihen könnte? – Einen Koffer? – Ja, er wolle am anderen Tag aus dem Kloster gehen, die Ordensgemeinschaft verlassen. Dieses Leben sei nichts für ihn.

Ich war entsetzt. Mir blieb die Sprache weg. Er konnte doch nicht einfach gehen. Ich wollte mit ihm diskutieren. »Überleg es noch einmal. Lass uns reden!«

»Nein«, sagte er, »du wirst mich nicht überzeugen können, mein Entschluss ist klar. Morgen gehe ich.«

Darauf habe ich die ganze Nacht nicht geschlafen. Einfach weg. So einfach. Ich war schockiert. Ich war enttäuscht von ihm, dass er mir nichts gesagt hatte. Ich fühlte mich wie gelähmt, weil ich nichts tun konnte. Es war, als würde ein Teil des Bodens wegrutschen. Und was war mit seinem Versprechen?

Sicher, er hatte noch keine Gelübde abgelegt. Vom Verstand her war mir klar, dass im Noviziat jeder jeden Tag gehen kann (oder vom Novizenmeister aus dem Noviziat entlassen werden kann). Aber immerhin hatte Johann bei der Bitte um Zulassung zum Noviziat öffentlich darum gebeten: »Ich möchte Christus folgen, der ehelos und arm die Welt erlöst hat durch seinen Gehorsam zum Vater bis zum Tod am Kreuz.« Was war mit Jesus? Hatte er es mit ihm geklärt? Hatte er gebetet? Es kam mir vor, als mache er es sich zu leicht, als habe er keinen Mumm, eine Durststrecke durchzuhalten. Und es kam mir vor wie Verrat. Am liebsten hätte ich ihn geschüttelt und ihn angebrüllt: »Wach auf!«

Später sind andere eingetreten. Auch von ihnen gingen wieder einige fort, verließen das Kloster. Ich habe erlebt, wie einige aus dem Ordensleben ausstiegen, die bereits die

Ewigen Gelübde abgelegt hatten, die für immer versprochen hatten, ihr ganzes Leben Gott zu weihen, gehorsam, arm und ehelos. Darunter waren auch Priester. Kurskameraden und Mitstudenten, die Priester wurden und einige Jahre später alles an den Nagel gehängt haben. Manche zogen mit einer Frau zusammen, einige mit einem Mann, jemand brach in eine Ehe ein, spannte den Ehemann der Frau aus. Ein anderer ging, nicht wegen einer Beziehung, sondern weil er den Druck nicht aushielt, das Priestertum, die Gottesdienste, die Gespräche mit den Menschen, die Verantwortung, all dem hielt er nicht stand. Er war der psychischen Belastung nicht gewachsen.

Es gab auch den einen oder anderen, der wegging, weil ihn das Gelübde des Gehorsams gegenüber den Ordensoberen überforderte.

Manche kündeten ihren Weggang an, bei anderen konnte man schon sehen, dass es nicht gut ging, dass sie unglücklich waren. Einige verschwanden nachts, so als kletterten sie klammheimlich über die Mauer. Auf und davon.

Mir schienen sie alles im Stich zu lassen. Es kam mir vor wie ein Treubruch, eine Scheidung über Nacht. Manchmal war ich wütend und zornig, manchmal tief enttäuscht. Einige Entscheidungen haben mich beeindruckt, mir Respekt abverlangt, andere hielt ich für kleinkariert und bieder. In einigen Fällen, das muss ich zugeben, hatte ich gedacht: Das war gut so – alles andere wäre ein Katastrophe gewesen.

Wenn jemand das Ordensgewand oder die Priestersoutane an den Haken hing, wenn jemand den Weg im Orden oder als Priester verließ, dann stellte mich das auch persönlich infrage.

Was ist mit mir?

Du bleibst einfach so?, sagte ich mir selbst, wie lange noch? Triffst es auch dich eines Tages? Was ist, wenn du austrittst, wenn auch du gehst? Sagt dann Jesus zu dir: Willst auch du gehen?

Ich glaube, dass Mitbrüder, die aus dem Orden austreten, auch vor Gott bestehen. Ich glaube, dass sie es mit ihrem Gewissen ausmachen müssen. An oberster Stelle steht nicht die Norm, nicht ein moralisches Prinzip, gegründet auf einem Ideal, mag es auch ein noch so gutes sein. Nein, an oberster Stelle steht das Gewissen jedes Einzelnen.

Dennoch fragt mich persönlich das Versprechen an. Für immer. Auf Lebenszeit.

Meine Worte von damals, als ich mit vierundzwanzig die ewigen Gelübde abgelegt habe: »Zur Ehre Gottes, des Vaters, beseelt von dem Wunsch, mich ihm völlig zu weihen als Gabe, die ihm wohlgefällt, und Christus das ganze Leben hindurch nachzufolgen, lege ich, Heiner Wilmer, vor den hier versammelten Mitbrüdern und in deine Hände Pater Provinzial, die ewigen Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams ab gemäß den Konstitutionen der Ordensgemeinschaft der Herz-Jesu-Priester. Ich übergebe mich mit ganzem Herzen dieser Familie, damit ich mit der Gnade des Heiligen Geistes und mit der Hilfe der allerseligsten Jungfrau Maria im Dienst an Gott und der Kirche die vollkommene Liebe erlange.«

Alles, was danach kam, bezog sich auf dieses Gelübde. Alles, was ich studiert und getan habe. Und genau das ist das Anstrengende: Dass über die Hälfte meines Lebens auf Jesus Christus aufbaut bis in die kleinsten Details und mir immer mal wieder, auch wenn oder vielleicht gerade

weil ich »Herz-Jesu-Priester« bin und täglich damit zu tun habe, der Sinn oder besser, das Gespür für Jesus abhandeln kommt.

Ich möchte Ordensmann bleiben. Ich will es auch.

Aber das Leben und die Lebensumstände anderer halten mir vor Augen, dass die Realität eines Versprechens, das Leben der Gelübde, nicht einfach darin besteht: Ich weihe mich mein Leben lang, und fertig.

Mein Leben bleibt eine Anfrage. Nicht ständig, aber immer wieder. Ich spüre, dass ich aus mir allein heraus unfähig bin, eine Beziehung, meine Beziehung zu Gott als Ordensmann dauerhaft zu halten. Allein schaffe ich es jedenfalls nicht.

Sicher, in bestimmten Situationen gilt erhöhte Aufmerksamkeit. Ich kann nicht blind sein und naiv mit dem Feuer spielen, wenn es um Erotik oder Sexualität geht.

Sicher ist auch, dass ich gute Freunde nötig habe, auf die ich mich im Kloster und außerhalb des Klosters verlassen kann, mit denen ich mich verstehe und austausche.

Sicher ist, dass ich eine gute Gemeinschaft um mich brauche, die mich trägt, die ich umgekehrt auch gern bereit bin zu unterstützen und in die ich meine Kräfte investiere.

Sicher ist auch, dass ich mein Gebetsleben pflegen, mit einem anderen Ordensmann oder Priester von Zeit zu Zeit mein Leben durchgehen muss.

Und sicher ist es gut, um in Balance zu leben, dass ich lese, mich für Literatur, Kunst, Musik interessiere, auf meine Gesundheit und auf meinen Körper achte.

All das ist wahr. Aber es reicht nicht.

Es ist zu wenig.

Wie gesagt, ich bin mit neunzehn Jahren in den Orden der »Herz-Jesu-Priester« eingetreten. Mehr als die Hälfte meines Lebens basiert auf dem Glauben an diesen Christus – jede E-Mail, die ich geschrieben habe, mein Gebüffel für die Theologieprüfungen, mein Liebeskummer, wenn ich mich dann doch mal während des Studiums verliebt hatte, meine Wut über die Autorität der Ordensoberen, wenn sie meine eigenen Pläne durchkreuzten, die Bleistifte, die ich kaufen musste, der Sprit, den ich verfahren habe, die Einsamkeit, die ich unter Mitbrüdern empfunden habe, die Freude, der Ärger, der Stress, die gebügelten Hemden, alles.

Seit ich neunzehn bin. Seit über dreißig Jahren.

Ich höre mich an Sonntagen vom Sohn Gottes erzählen, ich versuche es immer wieder neu und originell zu tun – auch das ist anstrengend.

Ich stehe am Lesepult, höre meine Stimme durch das halbleere Kirchenschiff hallen, sehe die Gesichter der Menschen, denen es vielleicht ähnlich geht, die dort sitzen und auch gerne ein bisschen entfacht würden, ein wenig geweckt, ein wenig mehr das Gefühl hätten, Jesus ist *wirklich* wichtig für mich – und ich merke, dass ich Phrasen dresche, so wie ich es als Schüler manchmal im Deutschunterricht getan habe, um einigermaßen gut abzuschneiden, dem Lehrer mein Interesse zu suggerieren, auch wenn es mir wurscht war, was Brecht nun wirklich von den Zuschauern wollte.

Anstrengend ist das. Deutsch kann man abwählen. Meinen Glauben an Gott nicht. Ich muss und will mit und über Jesus sprechen. Ich habe Sehnsucht danach, eine Sehnsucht nach Jesus zu haben. Ich muss und will mit ihm sprechen, und manchmal kostet es mich viel Kraft.

Ähnlich muss es Menschen gehen, die in einer Beziehung sind und »ich liebe dich« sagen müssen, obwohl sie es gerade gar nicht empfinden, oder noch anstrengender (nehme ich an): küssen zu müssen, wenn einem gerade das Verliebtsein abhanden gekommen ist.

